

Nr. 257. Bromberg, den 7. November 1931.

Das doppelte Gesicht

Roman von Max Neal.

Erstes Kapitel.

Ein lachender, sonnenheller Maientag lag, als man das Jahr 1811 schrieb, über der kleinen Residenzstadt des Herzogtums Isenburg-Birstein. Die altersgrauen Häuser mit ihren spitzen Giebeldächern schienen aus dem Winterschlaf erwacht zu sein und die sonst so trüben Fenster funkelten und glänzten im Frühlingssonnenschein.

Auf dem holperigen Pflaster der stillen Hauptstraße, wo zwischen den Steinen Grashälmchen hervorsprossen, lärmte eine Spatzenschar. Irgendwo in einem der Gärten, die sich hinter den Häusern bis zu der mit Weiden bestandenen, träge dahinfließenden Iser erstreckten, sang eine Amsel.

Nur die Bewohner des Städtchens gingen bedrückt und unzufrieden ihrer gewohnten Arbeit nach, die sich kaum lohnte. Tag für Tag in Sorge und Furcht. Hart und schwer lag auf ihrem Nacken die Faust des korsischen Riesen, der drüben über dem Rhein wie ein eherner Koloß stand und dessen alles Leben tötender Schatten über die weiten deutschen Gaue fiel.

Und seit der Herzog gezwungen worden war, dem Rheinbund beizutreten, wollte er nicht Thron und Land verlieren, war es noch schlimmer geworden. Die Kontributionen an Geld und Soldaten nahmen kein Ende und die ungeheuerlichen Steuern saugten das ohnehin nicht allzu reiche Ländchen völlig aus.

Der große, schattenlose Platz vor dem herzoglichen Residenzschloß war menschenleer. Nur die beiden Posten vor dem Schloßportal schritten mechanisch auf und ab. Vor der Wache räkelten sich auf einer Bank ein paar Soldaten in der Sonne.

Oben im Schloß an einem der fast bis zum Boden reichenden Fenster des Audienzsaales stand der Hofmarschall Baron von Hahn und sah durch sein Lorgnon etwas gelangweilt auf den Schloßplatz hinab.

Er war ein kleines, gravitätisches Männchen. Wer nicht wußte, daß er die Siebzig schon überschritten hatte, der hätte ihn trotz der Fältchen um die Augenwinkel und der vereinzelten Runen, die ein langes, reich bewegtes Leben in das glatt rasierte, längliche Gesicht eingezeichnet hatte, für einen gut erhaltenen Sechziger gehalten. Trotz seines Alters besaß er immer noch die vergnügte Lebendigkeit des Österreichers, der er von Geburt war. Er hatte allerdings die meiste Zeit seines Lebens außerhalb seines eigentlichen Vaterlandes an allen möglichen deutschen Höfen verbracht, bis ihn — es war gewissermaßen die letzte Station — der Herzog Johann Georg von Isenburg-Birstein zu seinem Hofmarschall ernannte.

Sein reich mit Gold bestickter Leibrock saß wie angegossen und seine dünnen, etwas zittrigen Beinchen steckten in schwarzseidenen Eskarpins. Er machte den tadellosen Eindruck eines Mannes, der gewohnt war, auf sein Äußeres großes Gewicht zu legen. In der linken Hand hielt er zierlich mit Daumen und Zeigefinger ein Stöckchen, die rechte Hand drückte das Lorgnon an die lebhaften Äuglein.

In diesem Augenblick wurden von zwei Lakaien die Flügeltüren des Audienzsaales weit geöffnet und der eine der Diener meldete:

„Der Gesandte Seiner Majestät des Kaisers Napoleon, Vicomte de Semour!"

Auf der Schwelle erschien ein vornehm gekleideter Mann von vierzig Jahren. Er war äußerst gepflegt. Das breite, rote Moiréband, das von der rechten Schulter zur linken Hüfte lief und dessen unteres Ende ein Ordenskreuz abschloß, leuchtete unter dem goldstrotzenden Diplomatenrock hervor, und an seiner linken Brust funkelte ein mit Brillanten besetzter Stern. Der Gesandte hatte die linke Hand auf den Griff seines Galanteriedegens gelegt und ließ seine Blicke mit gespielter Gleichgültigkeit und einem mokanten, verächtlichen Lächeln um den breiten, unschönen Mund über den Hofmarschall gleiten, der sich bei seinem Erscheinen tief verneigte, als stünde Napoleon selbst vor ihm.

Langsam tänzelte der Vicomte in den Saal.

Ihm folgte sein Geheimsekretär Poisson mit einer in roten Samt gebundenen Mappe unter dem Arm, auf der ein großes goldenes N mit der Kaiserkrone geprägt war.

Poisson, ein junger Mann von dreißig Jahren, machte den Eindruck eines bescheidenen, unterwürfigen Menschen. Aber die nach abwärts gerichteten Mundwinkel, die seinem blassen, mageren Gesicht etwas Boshaftes, ja Gemeines verliehen, und die zugekniffenen Augen, die listig von einem zum anderen wanderten, ließen den schärfer Zusehenden unschwer erkennen, daß die devote Art seines Wesens, das In-den-Hintergrund-Stellen seiner Person nichts weiter war wie eine Maske, die der schlaue Fuchs im Dienste seines Chefs trug.

Der Hofmarschall war mit einer zeremoniellen Verbeugung auf den Gesandten zugegangen. „Vicomte wünschen zu Sr. Hoheit, dem Herzog zu gelangen?"

„Allerdings. Ich habe für Se. Hoheit eine höchst wichtige Nachricht aus Paris mitgebracht", entgegnete der Gesandte, die Augenbrauen unwillkürlich hochziehend. „Ist jemand bei ihm?"

Der Hofmarschall bejahte. „Der Herr Finanzminister von Schwaz hält eben Vortrag."

Auf dem Gesicht des Vicomte zeigte sich komisches Entsetzen. „Mon dieu, die Unterhaltung mit dem Finanzminister wird die gute Laune des hohen Herrn verderben."

Baron Hahn stimmte lebhaft zu.

„Aber ich muß selbst auf die Gefahr hin, ungnädig empfangen zu werden, um eine sofortige Audienz bitten."

Der Baron machte eine leichte Verbeugung. „Ich werde den Herrn Gesandten sogleich melden."

Mit gravitätischen Schritten und im vollen Bewußtsein seiner Wichtigkeit begab er sich in das anstoßende Arbeitskabinett des Herzogs.

Poisson blickt ihm mit halbgeschlossenen Augen nach, dann wandte er sich an den Vicomte, der eben aus einer kleinen, goldenen Dose eine Prise genommen hatte und jetzt mit den Fingerspitzen von seinem Spitzenjabot die etwa darauf gefallenen Tabakkörnchen abstäubte, und sagte leise: „Ob es wohl ratsam ist, dem Herzog schon jetzt die volle Wahrheit mitzuteilen?"

„Weshalb?" fragte Semour und sah seinen Geheimsekretär etwas erstaunt an.

„Wir müssen sehr vorsichtig sein, Herr Vicomte", fuhr Poisson fort. „Majestät hat uns doch verständigen lassen, daß seit kurzem hier am Hof ein Mensch sein müsse, der alle wichtigen Nachrichten an Rußland verrät."

Semour tupfte erregt mit seinem Tüchlein die Nase. „Parbleu, gut, daß Sie mich daran erinnern."

„Der Kaiser war wütend, daß wir keine Kenntnis von der Tätigkeit dieses Spions hatten. Er verlangt, daß wir ihn sofort unschädlich machen sollen", antwortete Poisson.

„Als ob das so einfach wäre, wo uns jeder Anhaltspunkt fehlt und wir nicht die geringste Ahnung haben, in welcher Richtung sich unsere Nachforschungen erstrecken müssen."

„Ich glaube, der Kreis ist ziemlich eng gezogen, Herr Vicomte. Der Herzog selbst kommt wohl kaum in Frage. Aber wir haben den Spion in seiner nächsten Umgebung zu suchen", erklärte Poisson ruhig und gelassen, als handle es sich nicht um eine Sache, bei der es bei allen Beteiligten um Kopf und Kragen ging. „Es kann nur eine Person sein, die sein vollstes Vertrauen besitzt... vielleicht sein Herz", setzte er mit deutlicher Betonung hinzu.

Semour horchte auf. „Sie denken an eine Frau?" fragte er rasch.

„Ja. Eben vorhin erfuhr ich zufällig, daß der Herzog während unserer längeren Abwesenheit in Paris eine Liaison eingegangen sein soll."

Der Vicomte konnte nicht verbergen, wie groß seine Überraschung über das war, was ihm da sein Geheimsekretär mitteilte. „Was sagen Sie?" flüsterte er Poisson zu. „Eine Liaison? Mit wem?"

„Wer die Auserwählte ist, konnte ich in der kurzen Zeit nicht erfahren. Jeder gibt vor, nichts Bestimmtes zu wissen. Man ist uns gegenüber begreiflicherweise sehr zugeknöpft", antwortete Poisson gedämpft.

Semour nahm wieder rasch eine Prise. „Vielleicht sind Sie auf der richtigen Spur, Poisson. Ich weiß, Sie haben eine gute Witterung. Auf alle Fälle suchen Sie sofort herauszubringen, wem der Herzog seine Gunst geschenkt hat."

Der Vicomte hatte kaum zu Ende gesprochen, als der Hofmarschall unter zahlreichen Bücklingen aus dem Kabinett des Herzogs kam.

Der Geheimsekretär machte eine kaum merkliche Bewegung mit dem Kopf gegen den eintretenden Baron. „Vielleicht ist das eine Quelle, aus der wir schöpfen können." Und ein spöttisches Grinsen zeigte sich auf seinem Gesicht.

Semour nickte zustimmend.

Der Hofmarschall trat auf die beiden zu. „Hoheit war sehr ungehalten über die Störung. Er läßt Sie bitten, Vicomte, sich etwas zu gedulden."

Der Vicomte tat sehr ungehalten. „Was habe ich gesagt: nun müssen wir mit seiner schlechten Laune rechnen."

Der Baron seufzte. „Das müssen wir in letzter Zeit sehr oft."

Und nun trat Poisson in Aktion. „Sehr oft? Dann ist er sicher nicht der glückliche Liebhaber, als den ihn die Fama bezeichnet?" bemerkte er.

Der Hofmarschall war verblüfft, und in seine Verblüffung mischte sich eine Dosis Verlegenheit.

Poisson war das nicht entgangen. „Wie könnte er sonst so schlechter Laune sein, wenn er sich von einer schönen Frau geliebt weiß", fuhr er mit der harmlosesten Miene von der Welt fort.

Der Baron suchte auszuweichen. „An den Höfen wird viel geklatscht."

„Mein lieber Hofmarschall, hier handelt es sich nicht mehr um Domestikenklatsch, wie Sie uns glauben machen wollen, sondern um eine Tatsache. Darüber sind wir zu gut unterrichtet", griff der Vicomte energisch in das Gefecht ein.

„So etwas kann man doch nicht geheimhalten", sekundierte Poisson, während ein vielsagender Blick seinen Chef streifte.

Da strich der Hofmarschall die Segel. „Wenn Sie es denn schon wissen...", sagte er. „Ja, der Herr Herzog liebt eine junge Dame."

„Sie soll sehr hübsch sein, habe ich mir sagen lassen", klopfte der Vicomte wieder auf den Busch.

Der Hofmarschall lächelte, und sein kleines, altes Gesicht begann sich zu erhellen. Er war einer jener Menschen, die trotz mancherlei Enttäuschungen niemand mißtrauten. Nie kam ihm der Verdacht, daß zwischen Worten und Gedanken eine tiefe Kluft sein könnte. Und dieser angeborene Optimismus ließ ihn ahnungslos in die ihm gestellte Fälle gehen.

„Hübsch? Hübsch ist gar kein Ausdruck!" sagte er mit einer für einen Mann seines Alters ungewöhnlicher Begeisterung. „Komtesse Hauenstein ist eine Schönheit von bezauberndem Reiz. Kennen Sie Raffaels Madonna? Sie ist ihr Ebenbild. Etwas Unberührtes, fast Rührendes geht von ihr aus wie von jenem Gemälde."

Die lebhafte Schilderung des Barons hatte auf die beiden Franzosen eine merkwürdige Wirkung, die der Hofmarschall nicht vorausgesehen hatte.

Der Vicomte zog die Augenbrauen zusammen. Seine Hand legte sich fester auf den Griff seines Degens, der sich dadurch nach rückwärts spreizte. Unwillkürlich war er einen Schritt zurückgetreten als wäre plötzlich etwas Entsetzliches vor ihm aufgetaucht.

In den Augen des Geheimsekretärs aber blitzte es triumphierend auf. Er war mit sich zufrieden, weil er so rasch an sein Ziel gekommen war.

„Habe ich recht verstanden?" fragte Semour mit einer Stimme, in der ein stiller Zorn mitklang und etwas wie erstaunte Verwunderung, daß so etwas überhaupt möglich ist. „Komtesse Bettina Hauenstein? Die Tochter des Grafen von Hauenstein?"

„Ja." Der Baron war einigermaßen überrascht über die auffallende Erregung, die sich des Gesandten bemächtigt hatte. „Ich dachte, Sie seien über die Persönlichkeit bereits unterrichtet."

Der Vicomte ging auf diese Bemerkung wohlweislich nicht ein. Vielleicht hatte er sie in seiner Aufregung auch wirklich überhört. Endlich stieß er entrüstet zwischen den Zähnen hervor: „Weiß denn der Herzog nicht, daß dieser Graf von Hauenstein zum Tod verurteilt wurde und seine Güter der Konfiskation verfielen, weil er der Konspiration gegen Napoleon überführt wurde? Und daß er sich der Vollstreckung des Urteils damals durch die Flucht nach Rußland entzog?"

Semour wies erregt darauf hin, daß dieser Ränkeschmied, wie er sich ausdrückte, im Lande umhergefahren sei und versucht habe, die deutschen Fürsten gegen den Kaiser aufzuwiegeln. Selbst sein schweres Leiden habe ihn nicht gehindert, mit allen Mitteln den von Napoleon gewünschten Rheinbund zu hintertreiben, um schließlich, als seine Konspirationen fehl schlugen und Napoleon seine Verhaftung befahl, rechtzeitig gewarnt, mit Frau und Kind über die russische Grenze zu fliehen. Natürlich habe Rußland die Auslieferung dieses Staatsverbrechers abgelehnt, wie es ja als einziges Land wage, dem Kaiser Widerstand zu leisten. „So mußte man den Grafen in contumaciam zum Tod verurteilen und sein Vermögen und seine Güter einziehen. Und mit der Tochter dieses Mannes, dieses ausgesprochenen Feindes seines allergnädigsten Herrn tritt der Herzog in nähere Beziehung, schenkt ihr seine Freundschaft ... ja sogar seine Liebe!"

(Fortsetzung folgt.)

Herrn Glücks erstes Geschäft.

Skizze von Anton E. Zischka.

„Als dein Großvater so alt war wie du", sagte eben Glück senior zu seinem hoffnungsvollen Sohn, „als dein Großvater 20 war, da verdiente er 20 Mark die Woche in einer kleinen Tuchhandlung. Nach vier Jahren gehörte das Geschäft ihm. Und du . . .?"

„Das mag alles so sein, wie du sagst", stöhnte Peter, der Sohn der Seidenfirma Glück, „nur geht das heute eben nicht mehr. Diese Registrierkassen überall . . ." Nun, wozu hier das Geschimpfe aufschreiben, das nun ganz berechtigt losging? Der Nachmittag endete wie alle diese Predigten: Papa Glück ging wütend fort. Peter versprach emsige Arbeit. Nur, daß es diesmal wirklich zu Peter Glücks erstem Geschäft kam.

Peter, dieser blonde, leichtsinnige, junge Peter Glück hat immer Geld gehabt, er ist eben in die Firma des Vaters eingetreten und „Chef der Kreditabteilung", kurz, er muß die Mahnbriefe schreiben. Er hat nie neue Kunden besucht, um herauszubekommen ob und für wieviel sie gut sind, hat keine Geschäfte gemacht, weil es heute schließlich doch das allerbeste Geschäft ist, kein Geschäft zu machen. Weil man doch eben bei einem nichtbestehenden Geschäft kein Geld verlieren kann. Und weil doch schließlich der alte Herr immer noch Aufträge brachte, immer noch Rechnungen einkassierte, immer noch die Fabrik in Gang hielt ... Daß er heute trotzdem ein Geschäft machte, das war ein Zufall. Hennigs, der wirkliche Kreditmann, ist auf Urlaub. Der Papa hat gerade eine Geschäftsreise angetreten und will eine Woche in Berlin bleiben. Plecking, der Prokurist, ist bei einer Versteigerung. Wozu also hat Peter Zeichnungsberechtigung? Er empfängt eine Dame, die einkaufen will. Ein Fräulein Gut. Nun hätte natürlich die Sekretärin wissen sollen, daß man Peter Glück eher gleich erschlagen sollte, als ihn mit solch einer Frau verhandeln zu lassen . . . Groß, schlank, mit den Bewegungen eines Panthers, mit den Augen einer Madonna, mit all der Schönheit einfach, die sich jeder junge Mann erträumt; und ohne all die Geziertheit, all die Eingebildetheit, die er meist übersieht, kommt dieses Fräulein Gut in ein solides Chemnitzer Bureau, eine altangesehene Seidenfirma. Und findet hier Peter. Der hört, daß sie wenig flüssiges Geld, aber einen entzückend eingerichteten Modeladen hat, daß sie das Geschäft von ihrer Tante erbte und jetzt den günstigen Mietvertrag ausnützen möchte, daß sie Kunstgewerblerin ist, er hört, daß sie neue Stoffe und Strümpfe und schöne Wäsche und Spitzen kaufen will . . . und sieht, daß sie wenig Erfahrung hat. Er sieht, wie schön sie ist und wie hilflos eigentlich. Und Peter zeigt alle Schätze der Firma Glück. Schließlich, sie hat ja Empfehlungen, und eine solche Frau muß doch Erfolg haben, bei allem was sie anpackt. Er verkauft ihr eine ganze Menge. Und er gibt ihr Kredit, natürlich.

Sie braucht für ihr Geschäft auch Dinge, welche die Firma Glück nicht herstellt. Wozu aber hat man Freunde, und wozu gibt es Geschäftsverbindungen? Peter schwimmt in seinem neuen Glück, er fiebert vor Tatendrang und führt die schöne Frau bei allen Lieferanten ein.

Glücks, müssen Sie wissen, haben einen Namen. Sie haben auch noch Geld. Wenn die also für eine Käuferin gutstehen . . .! Peter telephoniert mit würdigen Chefs, er schickt nette kleine Briefchen aus, harmlose Ausfallshaftungen. Und er ist so glücklich. Sie vertragen sich wirklich herrlich, Peter und das Fräulein Gut. Nach drei Tagen reist die Dame ab. Sie hat 9000 Mark Schulden und einen Berg herrlichster Dinge . . .

Tage vergehen, Wochen, drei Monate . . . Da sind die ersten Wechsel des herrlich schönen Fräulein Gut fällig. Nette kleine Wechsel mit Glücks Giro.

Einen Krach hatte es natürlich gegeben, als Glück senior von dem Riesengeschäft des Sohnes hörte, sah, daß er 4000 Mark Kredit gewährt hatte. Aber schließlich: Vielleicht zahlt sie. Man muß den Kindern ein wenig Spielraum lassen. Darf sie nicht gleich verschüchtern. Hatte nicht er selber schon mehr auf Gefühl geborgt als auf verbriefte Sicherheiten? Und von den Haftungen wußte er noch nichts . . .

Nun: Er erfuhr es. Er hörte die ganze schöne Geschichte, er bekam die Schönheit in glühendsten Farben geschildert, er bekam tausend Entschuldigungen zu hören. Er zahlte, wofür der Sohn gehaftet hatte, denn Glücks zahlen eben noch. Er schrie kaum, machte eigentlich gar keine Szene an diesem Tag, an dem statt Geld ein netter Brief kam, eine herzzerreißende Klage des schönen Fräulein Gut. Glück senior trug sein Pech mit Fassung. Aber er schmiß Glück junior aus der Firma. Nicht aus Ärger, um ihn zu enterben: Einfach, um ihn einmal auf eigene Füße zu stellen, den Jungen durch die Not zu zwingen, ein Kaufmann, ein denkender Mensch zu werden.

Peter ging. Der Alte hatte recht, mit jedem Wort. Diese Gretl Gut war eben keine Geschäftsfrau. Was will man . . . eine Künstlerin. Sie konnte nichts dafür. Er hatte ihr den Kredit verschafft. Er war schuld an der Pleite. Er fuhr zu ihr, wollte sehen, ob nicht doch noch etwas zu retten sei . . . und vor allem, um sie zu sehen.

Der Laden war herrlich, das Mädel verzweifelt und dabei noch schöner als je. Sie berieten einen Nachmittag lang. Wer konnte heute die teuern Sachen kaufen? Leute, die nicht in dieses neue Geschäft kamen.

Fast alles war noch da. „Ich könnte ja den Laden verkaufen", sagte die Kleine. „Man hat mir 12 000 geboten. Aber wenn ich die Wechsel bezahle und die Einrichtung rechne und an all die Hoffnungen denke . . ."

12 000? Zwölftausend Mark wollte jemand für diesen Laden zahlen, für diese Waren? Peter war plötzlich ernst geworden. Wie lange der Mietvertrag läuft, wollte er wissen. Wer das geboten hätte, wann? Er war plötzlich ein ernster, rasch denkender, ein fieberhaft arbeitender Mann geworden, dieser Peter Glück. Er lief fort. Nichts ohne ihn tun, trug er der Freundin auf. Nichts reden, nichts... Er blieb einen halben Tag aus. Sprach mit einem Dutzend Leuten, horchte, kombinierte. Dann kam er zu Gretl zurück, die ihn als Genie zu betrachten begann, als erfahrenen, alles beherrschenden Geschäftsmann. Sie verabredeten sich mit dem eventuellen Käufer. „12 000 ist natürlich lächerlich", begann Peter das Gespräch. „Wenn Sie 30 Mille gesagt hätten . . ." Der Mann lachte nicht. Er ging auf und ab, sah sich noch einmal die Räume an, die Aussicht auf das große, freie Gelände drüben. Es ist eigentlich wirklich kein Platz für ein Modegeschäft, dachte Gretl. Peter muß verrückt geworden sein. Wir sollten die 12 000 nehmen . . . „Und wo ist der Stall", fragte in diese Stille der Käufer in spe. „Was für ein Stall?" — „Na, für den Esel, der diese dreißig Mille bezahlt." Peter blieb ernst.

„Lassen wir doch die Witze, Herr Kraus! Spielen wir doch mit offenen Karten! Zahlen Sie 30 Mille, soll es mich freuen. Wollen Sie nicht, dann treten wir vom Vertrag mit dem Hausherrn zurück, nehmen die Ablöse, die er bietet und liquidieren unser Lager selber. Das bringt uns mindestens ebensoviel. Wir wollten uns nur die Scherereien ersparen und das Geld gleich bar auf den Tisch haben. Sie wissen, daß in zwei Wochen drüben gebaut wird, daß die U-Bahn herkommt. Ich weiß es auch. Wozu also die Handelei?"

Kraus zahlte.

Gretl war wie starr, als sie es begriffen hatte. „Ja, aber wie um Himmelswillen hast du das herausbekommen können?" fragte sie Peter. „Wie kamst du auf die Idee, daß die gar nicht das Geschäft haben, sondern den Mietsvertrag bekommen wollten?"

Peter hielt das Mädel im Arm, er sah sehr glücklich aus, sehr selbstbewußt. „Ganz einfach doch. Als ich hörte, jemand wollte für diese fast unverkäuflichen Sachen und ein simples Lokal 12 000 Mark zahlen, in einer Zeit, da Hunderte von Geschäften leerstehen, in Gegenden, die weit besser geeignet, sind als die da, da wurde ich eben stutzig. Ich habe ein paar Freunde in der Stadt, ich lief einen halben Tag lang der Sache nach. Alle Hausherren hier in der Gegend wußten von dem neuen Siedlungsplan, wußten von der geplanten Verlängerung der U-Bahn. Sie wußten, ihre Preise danach zu richten . . . Dein Vertrag läuft 20 Jahre. Er ist heller Wahnsinn vom Standpunkt des Hauswirts. Aber eben nicht so leicht zu ändern. Kraus rechnete mit deiner Unerfahrenheit. Er bot einen schönen Preis für den Platz, der heute nichts und morgen sehr viel wert sein wird. Er hat sich nur dadurch verraten, daß er zuviel bot."

Die 30 Mille blieben in der Familie. Als Glück senior die Schwiegertochter sah, verstand er auch das Kreditgeschäft. Peter sitzt wieder in Chemnitz. Und er soll jetzt auch anderes tun, als so ganz unverschämtes Glück zu haben wie bei seinem ersten Geschäft und seiner ersten Liebe.

Das Geisterhaus.

Skizze von G. A. Brüdern.

Auf der Heimfahrt über den Großen Teich lernten sich die beiden Landsleute kennen. Sie hatten eine gemeinsame Kabine zugewiesen erhalten und verstanden sich schon vom ersten Tage ab.

„Sie scheinen", meinte der eine einmal, „schon lange nicht mehr in Deutschland gewesen zu sein." — „Nein", sagte der andere, „ich bin vor zehn Jahren fortgegangen und seitdem nicht mehr heimgekommen. Damals hatte ja kein Mensch in Deutschland Geld und Mut zum Häuserbauen, und für einen jungen Architekten, der noch dazu durch den Krieg aus dem Geleise geworfen worden war, schien die Zukunft aussichtslos. Da machte ich es wie mancher andere, wurde Heizer auf Trampfahrt. Ein Ziel hatte ich nicht. Ich dachte eben: Es wird sich schon einmal etwas für dich finden.

Im Golf von Mexiko bekam ich das Heizerleben satt. Schwitzen ist von Zeit zu Zeit einmal ganz gesund, aber es muß auch eine Pause darin geben. und ein Eisschrank, wo man sich ein wenig abkühlen konnte, fand sich nicht auf dem alten Kasten. Ein besseres Schiff hätten uns die Engländer damals auch nicht gelassen. Als wir nun in Gonaives auf Haiti halt machten, wollte ich abmustern. Doch der Alte ließ mich nicht los, und so ging ich denn ohne Abschied von Bord.

Ich glaube, ich war damals einer von den ersten Deutschen, die nach dem Kriege zu den Niggern Haitis kamen. Ich hatte ein paar Dollar in der Tasche und fand in einem Wirtshaus gute Aufnahme. Von Feindschaft gegen einen Deutschen war nicht viel zu merken — wahrscheinlich wollten die Schwarzen damit gegen ihre amerikanischen „Beschützer" protestieren —, und eines Tages, als mir das Geld gerade auszugehen drohte, ohne daß ich schon Arbeit gefunden hätte, lernte ich einen von den hundert haitianischen Generälen mit Federbusch und Schleppsäbel kennen. Ein paar Monate vorher hatte er noch, mit sich und der Welt zufrieden, irgendwo in einem Bergtal des Innern seinen Acker bebaut. Dann war einer seiner Freunde zu einem einflußreichen Faktor im politischen Leben des Negerstaates geworden und hatte dafür gesorgt, daß Monsieur Louis Fombrun den Generalshut bekam.

Nun wollte die brave Exzellenz den Verpflichtungen seiner neuen Stellung gerecht werden, und sie suchte einen Weißen, der ihrer Tochter ein halbwegs salonfähiges Französisch beibrachte. Denn die junge Dame sprach noch das einheimische Kauderwelsch, die Langue Créole, die kein vernünftiger Mensch verstehen kann. Da ich nichts anderes hatte und einigermaßen Französisch konnte, so sagte ich: „Jawohl, Exzellenz!" und zog als neugebackener Hauslehrer in das etwas altersschwache „Stadtpalais" ein, das der General gerade bewohnte.

Anfangs ging alles ganz gut. Ich brachte der jungen Dame alles bei, was ich wußte und sie hörte andächtig zu. Sie weinte Tränen bittersten Schmerzes, als ich ihr erzählte, die Franzosen hätten der guten Königin Marie Antoinette den Kopf abgeschnitten.

Alles wäre wunderschön verlaufen, würde die junge Dame nicht auf den Einfall geraten sein, sich in mich zu verlieben. Leider hatte ich keine Lust, zum Stammvater eines Mulattengeschlechts zu werden, weshalb ich dem Vater General mitteilte, sein Fräulein Tochter habe gelernt, was zu lernen sei und meinen Abschied nahm. Zum Zeichen höchster Anerkennung bekam ich noch eine Uniform mit auf den Weg, von der ich nur nicht recht wußte, ob sie für einen Oberst oder für einen Hotelpförtner bestimmt war.

Auf jeden Fall machte ich darin einen guten Eindruck, und als ich einmal einem Kramwarenhändler vorschlug, sein etwas verwittertes Ladenschild wieder anzupinseln, da war er begeistert damit einverstanden. Ich hatte noch nie einen Pinsel in der Hand gehabt, und doch ging es großartig.

So großartig, daß eines Tages eine mittelalterliche Quadronendame ihren Kraftwagen vor dem Laden, den ich gerade pinselte und mit futuristischen Zeichen versah, halten ließ und mich durch ihre Lorgnette anstarrte. Dann kletterte sie sogar aus dem Wagen und geruhte, mich anzureden. Ob ich auch sonst etwas von Häusern verstände, wollte sie wissen. „Ja", sagte ich, „als gelernter Architekt soll man das wohl!" Da war sie begeistert, schob mich in ihre Karre und brachte mich in ihr Haus.

Dort erfuhr ich, was sie von mir wollte. Sie hatte viel Geld, was von Anfang an sehr beruhigend auf mich wirkte. Ihr Mann war so vernünftig gewesen, nicht eher zu sterben, bevor er ihr ein Dutzend Quadratkilometer Kaffeepflanzungen hinterlassen konnte. Sicher hatte sie aber ein wenig Langeweile verspürt. Deshalb war sie unter die Geisterbeschwörer geraten. Eines Tages prophezeite ihr nun irgend so ein Wesen aus dem Jenseits, sie würde erst dann sterben, wenn ein neues Haus, das sie auf der Pflanzung bauen lassen wollte, vollendet sei. Dazu brauchte sie nun einen vernünftigen Architekten, der — wie sie sagte — nicht allzu sehr in seine eigene Tasche wirtschaftete.

Dann fing ich an, das verrückteste Haus zu bauen, das es geben kann. Es wuchs auf einem Hügel auf, damit die Geister. die ja auch bei ihren irdischen Stippvisiten dort wohnen sollten, es bequem finden konnten. Nach zwei Jahren war ein Flügel unter Dach und Fach und auch innen wunderschön eingerichtet, doch die eine Schmalwand fehlte: die Geister sollten eben sehen, daß die Geschichte noch längst nicht fertig war. Dann kam ein zweiter Flügel an die Reihe, und als an dem nichts mehr zu machen war, wurde jedes Jahr irgendein neuer Anbau angeflickt. Der Stil richtete sich ganz nach den Einfällen der Dame Eloise.

Innen gab es bald hundert Wohn- und Schlafräume für die Gäste aus dem Jenseits, und wer von der Dienerschaft dort einmal etwas zu tun hatte, der mußte vorher anklopfen, damit die Geister, die vielleicht dort drinnen weilten, nicht überrascht wurden. Von Zeit zu Zeit fand denn auch eine Geisterbeschwörung statt, und jedesmal äußerten sich die Herrschaften höchst anerkennend über Eloise Pinchinats Unternehmen.

Einmal wohnte ich durch Zufall — ich vergaß das Anklopfen und kam glücklicherweise unbemerkt ins dunkle Zimmer — einer solchen Beschwörung bei. Ich verschwand möglichst bald wieder, hörte aber gerade genug, um plötzlich über das Wesen der Geister unterrichtet zu sein. Denn ich erkannte die Stimme des Mediums, die niemand anderem gehörte als der Frau unseres Backsteinlieferanten. Nun wußte ich auch, warum Eloise sterben sollte, wenn das Geisterhaus vollendet war.

Ich sagte aber nichts zur Dame Pinchinat, denn schließlich hätte sie der Schlag getroffen, wenn sie den Schwindel erfuhr. Übrigens wäre das Reden auch überflüssig gewesen. Ein paar Tage darauf sollte auf Eloises Wunsch hin irgendwo ein Erker angeflickt werden. Die Geisterhausbesitzerin sah sich die Sache von außen an und meinte noch zu mir: „Auf diese Weise werde ich weit über hundert Jahre alt!" Da kam ein Backstein von oben herunter geflogen, fiel ihr auf den Kopf und schlug sie auf der Stelle tot. So brachte sie es leider nur auf einundfünfzig Jahre, und ich kam um die schönste Lebensstellung. Denn die Erben hatten keinen Sinn fürs Weiterbauen, und wo die Geister bei Besuchen wohnen sollten, da liegen jetzt die Kaffeesäcke."

Aphorismen.

Von Kl. Keller-München.

Wer von einer Ansicht allzu sehr überzeugt ist, beweist, daß er nicht genug über sie nachgedacht hat.

*

Das wirklich Schöne und Gute im Leben „findet" man. Suchen ist zwecklos.

*

Ziel unserer irdischen Bemühung bleibe, zur inneren Harmonie zu gelangen — gleich auf welchem Wege.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.